

# Danuta Olszewska

---

## Wissenschaftliche Texte als Gegenstand der deutschen Textlinguistik

---

Tekst i Dyskurs = Text und Diskurs 2, 7-21

---

2009

Artykuł został opracowany do udostępnienia w internecie przez Muzeum Historii Polski w ramach prac podejmowanych na rzecz zapewnienia otwartego, powszechnego i trwałego dostępu do polskiego dorobku naukowego i kulturalnego. Artykuł jest umieszczony w kolekcji cyfrowej [bazhum.muzhp.pl](http://bazhum.muzhp.pl), gromadzącej zawartość polskich czasopism humanistycznych i społecznych.

Tekst jest udostępniony do wykorzystania w ramach dozwolonego użytku.

Danuta OLSZEWSKA (Gdańsk)

## Wissenschaftliche Texte als Gegenstand der deutschen Textlinguistik<sup>1</sup>

Im Folgenden werden die wichtigsten Aspekte von wissenschaftlichen Texten umrissen, die im Interessenbereich der deutschen Textlinguistik liegen. Besonderes Augenmerk richtet sich auf diejenigen Teilprobleme, über die keine, zumindest keine vollständige, Einigkeit besteht. Es handelt sich dabei um drei Fragen, und zwar um die Frage der Stilistik, der Interkulturalität und der Interdisziplinarität von wissenschaftlichen Texten. In Bezug auf alle drei Aspekte findet sowohl die Universalitäts- als auch die Relativitätsthese Anwendung. Die theoretischen Probleme der Wissenschaftssprache sind besonders aus der Perspektive der Deutsch lernenden Ausländer relevant und implizieren die Frage danach, wie den Studierenden bei der Verfassung wissenschaftlicher Texte geholfen werden kann.

### Scholarly texts as a subject of textological research

This article discusses the most important aspects of scholarly texts from the perspective of German textological research. Special attention is paid to issues that provoke controversy among linguists. These are threefold: stylistics; interculturality; and interdisciplinarity in research into scholarly texts. With regard to these issues, a hypothesis can be proposed of both the universality and the relativity of scholarly language. Theoretical problems of written scholarly communication are particularly important, especially from the perspective of young German scholars who are beginning to write their first scholarly texts. These problems have implications for how to best help students to write scholarly texts.

### Teksty naukowe jako przedmiot badań tekstologicznych

W niniejszym artykule omawiane są najważniejsze aspekty tekstów naukowych, będące przedmiotem niemieckich badań tekstologicznych. Na szczególną uwagę zasługują przede wszystkim problemy, które budzą wśród lingwistów kontrowersje. Chodzi o trzy kwestie: sprawę stylistyki,

---

<sup>1</sup> Eine polnische Fassung dieses Aufsatzes wurde in „Linguistyka tekstu w Niemczech i w Polsce. Pojęcia, problemy, perspektywy” (Hrsg. Zofia Bilut-Homplewicz, Waldemar Czachur, Marta Smykała) vorgelegt.

interkulturowości oraz interdyscyplinarności w badaniach nad tekstami naukowymi. W odniesieniu do wymienionych aspektów można zastosować tezę zarówno o uniwersalności, jak i o względności języka naukowego. Teoretyczne problemy pisemnej komunikacji naukowej są niezwykle ważne szczególnie z perspektywy młodych germanistów, którzy zaczynają pisać swoje pierwsze teksty naukowe. Implikują one pytania o to, jak można pomóc studentom przy komponowaniu tych tekstów.

## 1. Wissenschaftssprache vs. Fachsprachen

Ein wesentliches Problem, dem die Textlinguistik seit dem Beginn ihrer Entwicklung nachgegangen ist, bildet die Frage der Taxonomie von Texten. Der Begriff „Text“ erscheint nicht als Gesamtphänomen, sondern „als Menge realer Texte“, die sich auf Grund ihrer allgemeinen und spezifischen Merkmale in Gruppen ordnen lassen (Fix 2001: 496). Die Versuche zur Klassifizierung von Texten haben einerseits deduktiv erarbeitete, theoriebezogene Texttypen und Textklassen ergeben (Grosse 1976, Isenberg 1984), andererseits haben sie zu induktiv-empirisch erfassten Textsorten geführt (z.B. Heinemann/Viehweiger 1991, Rolf 1993, Göpferich 1995). Parallel zu den taxonomischen Versuchen wurden von Beginn an intensive Untersuchungen von unterschiedlichen Textsorten aus verschiedenen Kommunikationsbereichen durchgeführt. Einer großen Popularität erfreuten sich dabei u.a. Fachtexte. Die Hinwendung der Textlinguistik zum Fachtext hat zur Etablierung der Fachsprachenforschung geführt, die heutzutage als eine eigenständige Subdisziplin der Textlinguistik gilt. Vor dem Hintergrund der Fachsprachenforschung begann sich in den 80-er Jahren die Wissenschaftssprachforschung zu entwickeln, die wissenschaftliche Kommunikation, darunter auch wissenschaftliche Texte, zum Gegenstand ihrer Untersuchungen gemacht hat. Während eine wissenschaftliche Fachsprache vor allem mit der Sprache einer Fachdisziplin assoziiert wird, meint die Wissenschaftssprache als eine Art „Hyper-Wissenschaft“ (Heinemann 2000: 702) „einen angenommenen, allen Einzelwissenschaften gemeinsamen Bestand von Formen und Funktionen, der sich auf charakteristische Weise von denjenigen anderer Kommunikationsbereiche – etwa der Alltagssprache, der Literatur oder der Werbesprache – unterscheidet“ (Bungarten 1981: 11). In der Wissenschaftslinguistik wird also vom singular gebrauchten Begriff der Wissenschaftssprache ausgegangen, die allgemeine, universelle Instrumentarien, Normen, Regeln und Verhaltensmuster umfasst, welche unabhängig von der Spezifik einer Fachdisziplin existieren. Kretzenbacher definiert die Wissenschaftssprache als „Gesamtheit der Phänomene sprachlicher Tätigkeit [...], die im kulturellen Handlungsfeld der Wissenschaften auftreten und die zugleich dieses als theoriebildende und –verarbeitende Kommunikationsgemeinschaft sowie als gesellschaftliche Institution entscheidend konstituieren“ (1998: 134). Diese Definition reduziert die Wissenschaftssprache nicht auf eine lingu-

istische Perspektive, sondern ordnet sie in ein weites Feld ein, das Weinrich als eine Triade versteht, und zwar: Wissenschaftstheorie – Wissenschaftsgeschichte – Wissenschaftssprachforschung (Weinrich 1989: 154).

Solch ein umfassendes und nicht-restringiertes Verständnis von der Wissenschaftssprache hat Konsequenzen für die Analyseschwerpunkte der Wissenschaftslinguistik, die zum großen Teil anders sind als die in der Fachsprachenlinguistik. Besonders in der ersten Phase der linguistischen Beschäftigung mit Fachtexten stand die Fachterminologie als das charakteristischste Merkmal im Mittelpunkt der Fachsprachenforschung. In der Wissenschaftssprachforschung, die die allgemeine Wissenschaftssprache als eine „Durchschnittsklasse aller wissenschaftlichen Fachsprachen“ (Beneš 1981: 186) beschreibt, nimmt der lexikalische Bereich keine zentrale Position ein, was nicht bedeutet, dass die allgemeinwissenschaftliche Lexik völlig außer Acht gelassen wird. Neben der für die einzelnen Fachsprachen spezifischen Terminologie gibt es eine „alltägliche Wissenschaftssprache“, die in verschiedenen Disziplinen, darunter sowohl in den Natur- als auch in den Geisteswissenschaften, Anwendung findet und die – so wie die Fachausdrücke – von erheblicher fachlicher Relevanz ist (Ehlich 1995: 340). Auf den ersten Blick erscheint „die alltägliche Wissenschaftssprache“ als allgemeinsprachliche Lexik, doch ist sie es in Wahrheit nicht und gehört „zu den wenig und unzureichend erforschten Strukturkennzeichen des Wissenschaftsdeutschen“ (ebd.). Empirische Resultate dieses Postulats von Ehlich bleiben allerdings abzuwarten.

## 2. Gemeinsame Positionen

Zu den am besten erforschten und inkontroversen Aspekten der wissenschaftlichen Texte gehört die Frage ihrer syntaktischen Ausprägung. Die Linguisten sind sich darüber einig, dass wissenschaftliche Texte – so wie alle Fachtexte – keine fachspezifischen Satzstrukturen enthalten. Die Unterschiede zur Allgemeinsprache liegen vielmehr in der spezifischen Auswahl und Häufigkeit bestimmter Strukturen. Das Resultat ist eine starke Reduktion und Uniformisierung der wissenschaftstypischen Satzkonstruktionen. Charakteristisch für die Wissenschaftssprache sind Satzstrukturen, die einer der grundlegenden Eigenheiten wissenschaftlicher Texte entgegenkommen, und zwar der sprachlichen Prägnanz (Kretzenbacher 1991). Es handelt sich um die Knappheit des Ausdrucks, wofür auch der Begriff der sprachlichen Kondensation verwendet wird. Als Hauptverfahren der Textkondensation wird in erster Linie die Verlagerung der wichtigsten Informationen in den nominalen Bereich genannt (Kretzenbacher ebd., Heinemann 2000: 703). Daraus resultieren zahlreiche Nominalisierungen, komplexe nominale Fügungen und Attributketten, darunter auch erweiterte Attribute. Die No-

minalisierungstendenz führt zur Verringerung der Verben und zu deren Desemantisierung. Die Ökonomie der sprachlichen Darstellung garantieren weiterhin Infinitiv- und Passivkonstruktionen mit reduzierter Verbvalenz. Die letzten dienen nicht nur der Kondensation, sondern auch anderen Zwecken, worauf ich noch eingehen werde.

Ähnlich wie in der Textlinguistik generell, so spiegelt sich auch in der Wissenschaftslinguistik der Paradigmenwechsel wider, den man unter der Bezeichnung „pragmatische Wende“ kennt. Davon zeugen die Überlegungen der Sprachwissenschaftler zur illokutiven Qualität von wissenschaftlichen Texten. Unbestreitbar sind in ihnen zwei illokutive Grundstrukturen, die sich allerdings nicht in gleicher Weise in den textuellen Oberflächen abzeichnen (Ehlich 1993: 24). Am auffälligsten ist der assertorische Illokutionstyp. Daher werden wissenschaftliche Texte generell als assertorische Texte qualifiziert (Rolf 1993). Der Gesamttext erscheint als eine Kette von Assertionen, die der Sachverhaltswiedergabe dienen. Über die assertive Struktur wird eine zweite Struktur „als eine Art Gitter“ (Ehlich 1993: 26) gelegt, die mit Assertionen eng verbunden ist und die von Ehlich als eine „eristische“ oder „diskursive Struktur“ bezeichnet wird (ebd. 28 ff.). Diese Struktur konstituieren fragende Handlungen, die wissenschaftlichen Texten den Charakter einer Diskussion verleihen. Daher nennt Ehlich diese Struktur auch eine „Streitstruktur“ und stellt fest: „In den Texten ist die diskursive Qualität des Wissenschaftsprozesses als eines Prozesses der streitenden Auseinandersetzungen eingeschrieben“ (ebd.). Kein Wunder also, dass wissenschaftliche Texte bei den Klassifizierungen von Textsorten sich auch in der Gruppe von disputierenden Texten befinden (Rolf 1993). Ihre Aufgabe ist nicht nur, Neues mitzuteilen, sondern auch, sich kritisch mit Neuem und Älterem auseinanderzusetzen (Sandig 1997: 28).

Von den konstitutiven Teilhandlungen, die einen wissenschaftlichen Text mitgestalten, spielt neben Beschreiben, Erörtern, Verweisen, Zitieren vor allem das Argumentieren eine wichtige Rolle, das als eine „Grundform thematischer Entfaltung“ in wissenschaftlichen Texten gilt (Brinker 1992). Den hohen Wert von Diskutieren und Argumentieren in wissenschaftlichen Texten schätzt besonders Kretzenbacher, der als einziger die wissenschaftlichen Texte zu den persuasiven Texten zählt und als ihre Hauptfunktion das Überzeugen nennt (Kretzenbacher 1994).

Die Annahme der diskursiven Illokutionsstruktur in wissenschaftlichen Texten erlaubt es, ihnen einen interaktiven Charakter beizumessen. Zwar ist ein wissenschaftlicher Text im Hinblick auf das Medium eine monologische, non-interaktive Form der Kommunikation, in der der Sprachfluss nicht durch das unmittelbare Feedback eines Kommunikationspartners beeinflusst wird (Kruse 1997), jedoch wird der dialogische Charakter wissenschaftlicher Texte, trotz fehlender Ko-Präsenz, von vielen Linguisten unterstrichen (z.B. Rolf 1993, Heinemann/Heinemann 2002). Sie haben einen „latent dialogischen Charakter“ (San-

dig 1997) und sind – in eine Sender-Empfänger-Beziehung eingebettet – Bestandteile einer Interaktion (Fix 2001).

Den interaktiven Aspekt der Texte hat viel früher Hellwig (1984) in Form eines theoretischen Ansatzes als sog. Textfrage beschrieben und diesen auf wissenschaftliche Texte bezogen. Die Grundlage des Konzeptes bildet der Gedanke von Hellwig, dass monologische Texte nicht als Monolog, sondern als Antwort-Teil eines Frage-Antwort-Dialogs zu betrachten sind. Das interaktive Moment haftet sowohl dem Gesamttext als auch seinen Teilen bis hin zu den Sätzen an, in dem Sinne, dass diese potentiell einen Fächer zahlreicher aneinander anschließender Fragen eröffnen, die hinreichend beantwortet werden müssen, die also Ausführungen anstoßen und somit sequenzstiftend wirken. Die Ausführungen als Antworten werfen weitere Fragen auf, zu denen die nächsten Ausführungen gemacht werden, so dass für die ganze thematische Textstruktur ständige Übergänge von Fragen zu Ausführungen und von diesen wiederum zu neuen Fragestellungen charakteristisch sind. Auf diese Weise hängen alle Teile eines Textes über implizite Frage-Antwort-Beziehungen zusammen und der ganze Text kann in dem Frage-Antwort-Verhältnis rekonstruiert werden (Hellwig 1984). Das implizit Fragliche des Textes und seiner einzelnen Sätze bildet das interaktive Moment und ist eine konstitutive Eigenschaft der monologischen Texte, die sich von dialogischen Texten mit Sprecherwechsel nur darin unterscheiden, dass der Autor die Fragen des Lesers implizit antizipiert (ebd.). Dieser Ansatz kann empirisch bestätigt werden durch explizite Fragesätze, die sich die Textautoren selbst (quasi „im Namen der Textleser“) stellen und die in wissenschaftlichen Texten keine Seltenheit sind, wie z.B. die Fragen: *Wie ist das Phänomen zu erklären? Was bedeutet das für unsere Analyse? Welche Schlussfolgerungen lassen sich daraus ziehen?* u.v.ä.

### 3. Kontroversen

Neben den Fragen, die unter den Sprachwissenschaftlern als unstrittig gelten können, gibt es Fragen, über die keine – zumindest keine vollständige – Einigkeit besteht. Zu solch einem Streitpunkt kann das Problem des Wissenschaftsstils gezählt werden.

Zu den offensichtlichen, wissenschaftsstilistischen Qualitäten, die insgesamt der wissenschaftlichen Kommunikation anhaften, gehören solche wie: Sachlogik, Folgerichtigkeit, Widerspruchsfreiheit, Überprüfbarkeit, Anschaulichkeit (Jakobs 1999: 199), Eindeutigkeit, Präzision, Systematik, Informationsökonomie (Bungarten 1981). Kontrovers sind Stilmerkmale, die als höchste forschungsleitende Prinzipien wissenschaftlicher Prosa angesehen werden. Bei Drescher (2003), die die Frage näher betrachtet, ist es das Postulat der sprachlichen Objektivität; bei

Kretzenbacher (1994) heißt es das Postulat der sprachlichen Transparenz. Beide stilistischen Eigenschaften nennen die Autoren auch „Stilideale“. Damit wird einerseits ihre Musterhaftigkeit und normative Kraft verdeutlicht. Gleichzeitig wird suggeriert, dass die Stilrealität ihnen nicht unbedingt entsprechen muss.

Beide Stilideale, das der Objektivität und das der Transparenz, hängen mit der Textrolle des Autors als eines menschlichen Subjekts zusammen und sind in hohem Maße auf das Gebot der Subjektentbundenheit des Wissenschaftsstils zurückzuführen. Mit der Subjektentbundenheit verschwinden subjektive und affektive Elemente aus dem Text und nur die Sache selbst „hat das erste und das letzte Wort“ (Heidegger, zit. nach Gauger 1986). Die Eliminierung des menschlichen Subjektes als der Übermittlungsinstanz aus der Wissenschaftssprache ist Konsequenz des im abendländischen Denken tief verwurzelten Dualismus von Rationalität und Emotionalität der Wissenschaft selbst, was von vielen Philosophen und Wissenschaftsmethodologen im Laufe der Geschichte hervorgehoben wurde. Gemäß diesem Denkmuster „gilt die Welt der Wissenschaft noch immer als ein vom historischen, sozialen und kulturellen Umfeld sowie vom Subjekt und seinem Erleben entbundener Raum“ (Drescher 2003: 55). Die Forderung an die ideale wissenschaftliche Haltung wurde auf die Sprache übertragen, in der wissenschaftliche Erkenntnisse wiedergegeben werden. Die Wissenschaftssprache soll vorrangig ein Erkenntnis- und Theorieinstrument sein, das einen unverzerrten Blick auf den Forschungsgegenstand ermöglicht. Um dieser Aufgabe gerecht zu werden, soll die verwendete Sprache rational, sachbezogen und in der Konsequenz entpersönlicht sein.

Eine extreme Auffassung von der Sprache als einem Erkenntnis- und Rezeptionshindernis findet sich in der metaphorisch bezeichneten *windowpane theory* des Wissenschaftssoziologen Gusfield (1976), die von Kretzenbacher wiederaufgenommen wurde und die eine Grundlage für das Postulat der sprachlichen Transparenz bildet (Kretzenbacher 1994). Dieses „negative“ Stilideal, das die Reduzierung der Sprache bis auf ein Minimum erfordert, bedeutet, dass die Sprache eines wissenschaftlichen Textes an eine klare Fensterscheibe erinnern soll, durch die die Aufmerksamkeit des Lesers nahezu ungehindert, d.h. unabhängig von Kommunikationsbedingungen, insbesondere vom Autor selbst, zu dem wissenschaftlichen Phänomen vordringen kann (ebd.). Durch die Eliminierung des Textautors werden lediglich die Tatsachen fokussiert, so dass der Eindruck eines vom Subjekt unabhängigen, objektiven Wissens entsteht.

Das Streben nach dem Ideal einer objektiven Wissenschaft und einer objektiven Wissenschaftssprache hat ihre Wurzeln in der altertümlichen Rhetorik und in der Abgrenzung von *res* und *verba*, also der Sache und der Sprache. Wiederbelebt wurde dieser Stiltopos von englischen Naturwissenschaftlern im 17. Jahrhundert. Und obwohl dieses englische antirhetorische Stilideal von den deutschen Wissenschaftlern nicht direkt übernommen und auch in England später abge-

schwächt wurde, hat sich die Idealvorstellung einer stilistisch neutralen, streng objektiven Sprache als Medium für die Weitergabe wissenschaftlicher Informationen über die Jahrhunderte hinweg lebendig gehalten, was Gusfields moderne Formulierung von der „Fensterscheibe-Theorie“ bestätigen kann (Kretzenbacher 1994). Eine andere Metapher zum Verhältnis von Sache und Sprache in der Wissenschaft kommt vom Mathematiker Paul Halmos und wird ebenfalls von Kretzenbacher (ebd.: 19) zitiert. Halmos stellt an den wissenschaftlichen Sprachstil die Forderung, dass er völlig unaufdringlich sein sollte, wie gute Hintergrundmusik für einen Film, so dass der Leser ohne bewusste oder unbewusste Hemmnisse, die durch das Kommunikationsinstrument und nicht durch den Inhalt verursacht werden, fortschreiten kann.

Wie stehen nun heute die deutschen Linguisten zum Problem der sprachlichen Objektivität und Transparenz in der wissenschaftlichen Kommunikation, darunter insbesondere in den wissenschaftlichen Texten? Zunächst muss bemerkt werden, dass sich nicht viele Linguisten zur Frage der Subjektentbundenheit explizit und eindeutig äußern. Und die Meinungen derjenigen, die es tun, sind geteilt. Die einen, die in Bezug auf den Wissenschaftsstil „Soll-Bestimmungen“ formulieren, hängen – ähnlich wie die Wissenschaftler generell – so sehr am traditionellen Prinzip der Entpersönlichung, dass sie dies in Form eines „Ich-Verbots“ (Weinrich 1989) bzw. eines „Ich-Tabus“ (Kretzenbacher 1994) ausdrücken. „Ein Wissenschaftler sagt nicht *ich*“ – stellt Weinrich fest, gebraucht aber in demselben Text, in dem er diese stilistische Maxime bespricht, paarmal das eigene Ich bei textorganisatorischen Handlungen, d.h. bei Übergängen von einem Teilaspekt zu einem anderen. Kretzenbacher nimmt dieses Prinzip in Form des Ich-Tabus wieder auf, nennt es ein „absolutes“ und ein „unhinterfragbares“ Tabu und verwendet in demselben Artikel das Pronomen *ich* in Bezug auf sich selbst bei den Themenangaben, als würden sie nicht zu seinem wissenschaftlichen Text gehören. Gleichzeitig führt er in Anlehnung an Rita Tessman, die viele Interviews zur Wissenschaftssprache in Amerika durchgeführt hat, den Fall des berühmten Mathematikers, Benoit Mandelbrots, an, der das Ich-Tabu in seinen Schriften regelmäßig übertritt und dadurch als „besonders arrogant“ angesehen wird (Kretzenbacher 1994: 27). Kretzenbacher erklärt sich den *ich*-Gebrauch von Mandelbrot durch seine große Autorität und konkludiert: „... ein weniger herausragender Wissenschaftler würde damit auf wesentlich härtere Sanktionen stoßen“ (ebd. 27). Andererseits findet sich auch bei Kretzenbacher die Bemerkung, dass das Ich-Tabu in englischen Texten nicht so streng beachtet wird, ohne dass die Tatsache als Erscheinung der Überheblichkeit bzw. der Unhöflichkeit von Engländern interpretiert würde.

Eine andere Gruppe von Sprachwissenschaftlern steht dem subjektentbundenen, kalten, trockenen, monotonen Stil mehr oder weniger kritisch gegenüber. Am deutlichsten hat von Polenz die Frage der Deagentivierung in wissenschaft-

lichen Texten Anfang der 80-er Jahre in einen sprachkritischen Rahmen gestellt. Der Autor sah in der Entpersönlichung der Sätze einen Verfall der wissenschaftlichen Sprache und interpretierte die Deagentivierungsmethoden als Indikator für einen Wissenschaftsjargon (1981). Gleichzeitig vermeidet der Autor keinesfalls entpersönlichte Konstruktionen.

Eine weitgehende offene Toleranz gegenüber der Autorpräsenz in wissenschaftlichen Texten zeigt Gauger, bei dem der theoretische Standpunkt zur Stilfrage und die Praxis des wissenschaftlichen Schreibens miteinander im Einklang stehen. Der Autor geht von der Abgrenzung zwischen dem sachlichen WAS und dem stilistischen WIE in wissenschaftlichen Texten aus. Anders nämlich als im literarischen Text, in dem „die Verschränkung von WAS und WIE bis zur völligen Untrennbarkeit gehen kann“, ist das WIE in wissenschaftlichen Texten etwas, „was nur hinzukommt“ und von dem WAS zumindest analytisch abtrennbar ist (Gauger 1995b: 225). Zwar gibt der Autor für das „nur hinzukommende WIE“ keine Beispiele an, doch ist mitzuverstehen, dass mit diesem WIE in wissenschaftlichen Texten (auch) das Formale, das Organisatorische gemeint ist, das als solches vom sachlichen WAS, vom Inhaltlichen getrennt werden kann. In diesem textorganisatorischen WIE der wissenschaftlichen Texte sieht nun Gauger „etwas Persönliches“ und billigt ihm - im Gegensatz zum WAS, das „zum Wissenschaftlichen gehört und gerade nicht Stil ist“ – stilistische Qualitäten zu (Gauger 1995a: 18). Er setzt sich dafür ein, dass man „das Persönliche“ in der Wissenschaft „viel mehr tolerieren sollte, als dies tatsächlich der Fall ist“ und stellt fest: „Ist die Sachlichkeit der wissenschaftlichen Haltung garantiert, darf der Stil der Darlegung ruhig etwas unsachlich sein“ (Gauger 1995c: 253).

Zwischen diesen zwei sprachtheoretischen Positionen, d.h. der Position der Entpersönlichung (Weinrich 1989, Kretzenbacher 1994) und der Position des „persönlichen“ Stils (von Polenz 1981; Gauger 1995b), befinden sich die wissenschaftstheoretischen Ausführungen von Drescher (2003), die unter Berücksichtigung eines breiten historischen, soziokulturellen sowie pragmatischen Hintergrundes die Berechtigung der streng zu beachtenden Objektivitätsmaxime für wissenschaftliche Texte hinterfragt. Das Resultat ihrer Überlegungen bilden zwei Hauptgedanken. Zum einen nimmt die Autorin an, dass die Sprachwissenschaftler zu stark am Topos einer subjektentbundenen Wissenschaftssprache festhalten, ohne ihn auf einer breiteren und differenzierteren Basis empirisch zu bestätigen. Der zweite Hauptgedanke, der mit dem ersten eng zusammenhängt, ist das Postulat für eine Relativierung des Topos von der „affektleeren Wissenschaftssprache“, bei dem die Frage des Autors als eines wissenschaftlichen Beobachters von größter Bedeutung ist. „Am Anfang jeder Wirklichkeitserfahrung steht eine Interpretation“ – stellt Drescher fest, indem sie sich auf viele Wissenschaftler beruft, und legt nahe, dass die Subjektivität aus dem objektiv orientierten Forschungsprozess nicht wegzudenken ist (2003: 73). Im Zweifel, ob das Postulat

der sprachlichen Objektivität in wissenschaftlichen Texten überhaupt einlösbar ist, bestärkt die Autorin u.a. der Anthropologe Devereux (1998), der einer fiktiven Objektivität eine authentische Objektivität gegenüberstellt. Der Weg zur authentischen Objektivität führt über die affektiven Reaktionen und Verzerrungen des Beobachters, also über „die aller Beobachtung inhärente Subjektivität“ (Devereux 1998). Das bedeutet natürlich nicht, dass ein Erkenntnisprozess nicht objektiviert werden soll. Die Trennung zwischen dem Beobachter und seinem Gegenstand ist für Devereux zwar notwendig, aber sie ist nicht über die bloße Eliminierung des Beobachters erreichbar. Der Beobachter soll nach der Objektivität streben, indem er seine sinnlich-emotionale Beteiligung an dem untersuchten Phänomen zum Gegenstand macht und die Begrenztheit seiner Wahrnehmung nicht verschleiert.

Soweit einige sprachkritische Postulate und wissenschaftstheoretische Ideale, die von Linguisten sowie anderen Wissenschaftlern formuliert werden. Wie sieht nun die heutige Praxis aus? Inwieweit sind die (Sprach)Wissenschaftler in der Frage des „Personalstils“ geteilt oder einig? Neigen sie in ihren Texten nur zu deagentivierten Konstruktionen oder gebrauchen sie auch das eigene Ich? Was raten erfahrene Wissenschaftler und Autoritäten den jungen wissenschaftlichen Autoren bei der Anfertigung der Magister- und Doktorarbeiten oder bei der Verfassung von wissenschaftlichen Artikeln? Und wie groß ist die Zahl derjenigen, die der Frage des persönlichen oder entpersönlichten Stils gegenüber gleichgültig stehen, d.h. diese für wenig wichtig halten und den jungen AutorInnen stillschweigend freie Hand lassen? Ist der Gebrauch oder Nicht-Gebrauch des eigenen Ich bei textorganisatorischen Handlungen lediglich durch die Präferenzen der Autoren bedingt oder hängt er auch von anderen Faktoren ab?

Nicht alle Fragen sind im Rahmen dieses kurzen Beitrags eindeutig zu beantworten, um so mehr, als manche von ihnen einer sorgfältigen Untersuchung bedürften. Aber auf Grund einer relativ breiten Materialbasis kann zur Verwendung der Personaldeixis in den deutschen gegenwärtigen Wissenschaftstexten Folgendes gesagt werden:<sup>2</sup>

Auf der textorganisatorischen Meta-Ebene lässt sich heute im Hinblick auf den Gebrauch der Personaldeixis im Bereich der Geisteswissenschaften eine weitgehende Freiheit beobachten. Unterschiede im theoretischen Standpunkt zwischen den (Sprach)Wissenschaftlern begleiten Unterschiede in der Praxis des wissenschaftlichen Schreibens. Sie betreffen sowohl erfahrene als auch angehende wissenschaftliche Autoren. Neben den entpersönlichten, objektivierten Formen erscheint eine subjektiv getönte Ausdrucksweise mit expliziter Selbstreferenz,

---

<sup>2</sup> Hier beziehe ich mich auf meine Untersuchung: *Metatexteme in den Geisteswissenschaften. Typologie – Funktionalität – Stilistik* (2007). Der Analyse liegen über 50 Monographien und knapp 100 wissenschaftliche Artikel zugrunde.

d.h. mit dem Pronomen *ich*. Beruhigt können sich also sowohl die Anhänger des Personalstils als auch die Gegner einer fiktionalen Objektivität fühlen. Mit anderen Worten: Die Praxis scheint der Theorie Schritt zu halten. Während an exponierten Textstellen, d.h. als *opening sequence* des Gesamttextes sowie seiner Hauptteile (Hauptkapitel) die Ich-Formen konsequent vermieden werden, ist der Gebrauch des Pronomens *ich* an integrierten Textstellen keine seltene Erscheinung. Hochfrequent ist der Personalstil in Fachzeitschriften, in denen Teiluntersuchungen präsentiert werden und in denen oft mit der sprachlichen Förmlichkeit gebrochen wird. Dieser natürliche Stil wird nicht selten auf den öffentlich-offiziellen Kommunikationsbereich übertragen und in Doktor- sowie Habilitationsarbeiten verwendet, in Texten also, von welchen man eine besondere Etikette erwarten könnte, d.h. eine strenge Beachtung des traditionellen Prinzips einer unpersönlichen Darstellungsweise. Das von mir analysierte Corpus kann die Beobachtung anderer Linguisten (z.B. Graefen 1997, Sieber 1998) bestätigen, dass der Personaldeixisgebrauch in der jüngsten Zeit deutlich zugenommen hat. Es gibt Monographien, in welchen die jungen VerfasserInnen bei textorganisatorischen Handlungen durchgehend das *ich*-Pronomen benutzen und sowohl die Ersatzform *wir* als auch deagentivierte Konstruktionen konsequent vermeiden. Inwieweit solch ein regulärer Selbstbezug eine unreflektierte Nachahmungstechnik der Meisterlehre oder Ausdruck für Selbstbewusstsein, für Überheblichkeit, für Unhöflichkeit oder Ausdruck für Verantwortungsgefühl, individuell-souveränes Sprachverhalten der AutorInnen ist, läßt sich nicht eindeutig beantworten. Er kann auch als eine Reaktion auf die öffentliche Kritik an der deutschen Wissenschaftssprache als einer eintönigen und langweiligen Sprache verstanden werden. Ich glaube, dass der Kompromiss zwischen den Gegnern und Anhängern der subjektiv getönten Ausdrucksweise in der maßvollen und reflektierten Dosierung des eigenen *Ich* liegt. Das Pronomen *ich* soll nicht das werden, was früher das Passiv gewesen ist: ein Allheilmittel gegen alles. Aktivkonstruktionen mit *ich* sollen als Alternative für und nicht als Konkurrenz gegen die deagentivierten Formen gedacht sein. „Reflektierte“ Dosierung der *ich*-Konstruktionen bedeutet, dass diese nicht mechanisch bei jeder textorganisatorischen Handlung eingesetzt werden, sondern entsprechend ihrer intratextuellen Einbindung, ihrer Art und Funktion benutzt werden (Näheres dazu Olszewska 2007: 300 ff.).

Der wissenschaftliche Stil ist natürlich nicht auf die Frage des Gebrauchs oder Nicht-Gebrauchs der Personaldeixis zu reduzieren. Er sollte in einem weiteren historischen, kulturellen sowie pragmatischen Kontext gesehen werden. Von dieser erweiterten Perspektive her dauert in der Linguistik seit Jahren eine Diskussion über die Einheit oder Vielheit in der Wissenschaftssprache, wobei in erster Linie der interkulturelle Aspekt in den Vordergrund gerückt wird und die Frage, inwieweit der Wissenschaftsstil kulturgebunden ist. Die Diskussion über

die kulturbedingten Stilspezifika hat zwei Thesen hervorgebracht, die bis heute aktuell sind: die These von der Universalität des wissenschaftlichen Diskurses, formuliert von Henry Widdowson (1979), und die These von der Relativität, d.h. von der Unterschiedlichkeit der wissenschaftlichen Arbeitsformen, Denkmuster und des wissenschaftlichen Stils.

Wichtige Impulse zum Problem der Kulturgebundenheit der Wissenschaftssprache kommen vom norwegischen Sozialwissenschaftler Johan Galtung, der vier intellektuelle Stile in unterschiedlichen Wissenschaftskulturen unterschieden hat: teutonisch, gallisch, saxonisch, nipponisch. Sie werden bis heute oft zitiert. Während der teutonische Wissenschaftsstil nach Galtung (1983: 312 ff.) z.B. durch eine starke Theoriebindung gekennzeichnet ist und es an einer ausreichenden Dokumentierung oftmals mangelt, ist im saxonischen Stil mehr eine Thesenproduktion und Anhäufung von Daten zu beobachten. Die Saxonen sehen in der Empirie ein entscheidendes Kriterium für Wissenschaftlichkeit, wohingegen die Funktion von Daten für die Teutonen primär in der Illustration, nicht aber in dem eigentlichen Nachweis einer Hypothese besteht. Die Überzeugungskraft des gallischen Intellektuellen gehe dagegen weniger von einer logischen Struktur aus [...] als vielmehr von einer bestimmten künstlerischen Qualität (Galtung 1983: 321).

Das Problem der Kulturbedingtheit in der Organisation wissenschaftlicher Texte hat später Clyne (1987) wiederaufgenommen. Er hat auf Unterschiede in der wissenschaftlichen Textgestaltung vor allem bei deutschen und englischen Wissenschaftlern hingewiesen. Vor dem Hintergrund anderer Texte zeichnen sich die deutschen Texte durch eine Diggressivität aus, was als Störfaktor für die Linearität und Symmetrie der vermittelten Inhalte gilt. Allerdings bleiben Zweifel an der generellen Tragfähigkeit der von Clyne aufgestellten Hypothese, um so mehr, als sich seine Analysen auf eine schmale Materialgrundlage beschränken<sup>3</sup>. Die Frage, ob und inwieweit die Kultur als eine Determinante des Wissenschaftsstils anzusehen ist, wartet bis heute auf eine eindeutigere und aktuelle Lösung, zumal im deutschen Wissenschaftsbetrieb immer mehr Englisch üblich ist.

Wissenschaftliche Denkmodelle, die sich im Wissenschaftsstil niederschlagen können, scheinen nicht nur kulturbedingt, sondern auch fachspezifisch zu sein. Auch in diesem Bereich sind die Meinungen der Linguisten geteilt. Die einen sehen große stilistische Unterschiede zwischen einzelnen Disziplinen, wie z.B. Elbow (1991), der behauptet, dass der Anschein einer einheitlichen Wissenschaftssprache nur aus der Perspektive einzelner Fächer entstehe und sich verflüchtige, sobald man eine interdisziplinäre Perspektive verfolgt.

Die anderen suchen nach wissenschaftsübergreifenden Normen, bringen Argumente für die Einheit der Wissenschaft und stellen sogar die Zwei-Kulturen-Grenze zwischen den Natur- und Geisteswissenschaften in Frage. Weinrich (1995)

---

<sup>3</sup> Zur Kritik siehe Graefen (1994).

hat einen naturwissenschaftlichen Artikel mit einer geisteswissenschaftlichen Monographie im Hinblick auf die textuellen und pragmatischen Merkmale verglichen und stellt eine weitgehende pragmatische Gemeinsamkeit des wissenschaftlichen Verfahrens fest. Davon zeugen vier kanonische Textteile als Grundgegebenheiten der wissenschaftlichen Arbeitsweise, und zwar: Präsentation des Forschungsüberblicks, empirische Fakten, Diskussion und Ausblick. Berücksichtigt man dazu die fachübergreifende Illokutionsqualität wissenschaftlicher Texte, in der sich zwei Grundstrukturen verflechten, und zwar die assertorische und diskursive (Ehlich 1993), dann kann man Weinrich zustimmen und – ohne fachspezifische Unterschiede aus den Augen zu verlieren – von *einer* Wissenschaftssprache als *einem* Gemeinschaftsunternehmen sprechen (Weinrich 1995). Ähnlich wie in der interkulturellen Stilforschung sind auch weitere interdisziplinäre Untersuchungen notwendig, die uns entweder der Universalitäts- oder der Relativitätshypothese näher bringen würden.

#### 4. Didaktische Implikationen

Alle hier skizzierten Aspekte der Wissenschaftstexte haben einen hohen didaktischen Wert und finden in der wissenschaftlichen Schreibdidaktik an deutschen Hochschulen ihren Niederschlag. Lexikalische Aspekte der Wissenschaftssprache, im Sinne der Fachterminologien, bilden einen Schwerpunkt des studienbegleitenden Fachsprachenunterrichts. Lexik aus dem Bereich der alltäglichen Wissenschaftssprache im Sinne von Ehlich (1993) wird auch im DaF-Unterricht gezielt behandelt oder in die Lehr-Lernprozesse der Kurse einbezogen. Syntaktische Fragen der Wissenschaftssprache, die gegenüber der Allgemeinsprache nichts Neues bedeuten, bereiten den deutschen Studierenden keine Schwierigkeiten. Und dennoch verweisen die deutschen Sprachwissenschaftler immer wieder auf Probleme, die die Studenten beim wissenschaftlichen Schreiben haben (z.B. Graefen 1999, Kruse 1997). Für junge Auslandsgermanisten bedeutet wissenschaftliches Schreiben eine noch größere Herausforderung. Der schwierigste Aspekt der Wissenschaftssprache liegt in ihrer Stilistik, die schwieriger fassbar ist als Lexik und Syntax. Abgesehen von individuell bedingten Schwierigkeiten sind die Ursachen für Schreibprobleme in der mangelhaften Didaktik zu sehen, denn an polnischen Hochschulen wird weder über Textproduktion noch über Eigentümlichkeiten der wissenschaftlichen Kommunikationsformen systematisches Wissen vermittelt. In den Seminaren konzentriert man sich darauf, den gewählten Untersuchungsgegenstand zu erkunden. Beginnen die Studenten, das gewonnene Wissen zu vertexten, so haben sie oft elementare Probleme mit der Einhaltung wissenschaftsspezifischer Konventionen, die zum Textmusterwissen gehören (sollten). Bei den ersten mühseligen Korrekturen der

Lizenziats- und Magisterarbeiten stellt man fest, wie gering dieses Textmusterwissen manchmal ist. Und immer häufiger wird dann die Frage gestellt: *Bekommen die Studierenden die Chance für eine Reflexion über wissenschaftliche Arbeitstechniken und Kommunikationsformen?* Solange sie diese Chance nicht erhalten und nur auf Intuition sowie auf Nachahmung angewiesen sind, solange werden die Korrekturen der Lizenziats- und Magisterarbeiten doppelt schwierig sein, denn sie werden sich nicht nur auf das Sachliche konzentrieren, sondern in hohem Maße durch die Unkenntnis der textkompositorischen Regeln belastet sein.

## Literatur

- Beneš, Eduard (1981): Die formale Struktur der wissenschaftlichen Fachsprache in syntaktischer Hinsicht. In: Bungarten, Theo (Hrsg.): *Wissenschaftssprache. Beiträge zur Methodologie, theoretischen Fundierung und Deskription*. München, S. 185-212.
- Brinker, Klaus (1992): *Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden*. Berlin.
- Bungarten, Theo (1981): *Wissenschaftssprache. Beiträge zur Methodologie, theoretischen Fundierung und Deskription*. München.
- Clyne, Michael (1987): Cultural differences in the organization of academic texts. In: *Journal of Pragmatics* 11, 211-247.
- Devereux, Georges (1973/1998): *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften*. Frankfurt am Main.
- Drescher, Martina (2003): Sprache der Wissenschaft, Sprache der Vernunft? Zum affektleeren Stil in der Wissenschaft. In: Stephan Habschied/ Ulla Fix (Hrsg.): *Gruppenstile. Zur sprachlichen Inszenierung sozialer Zugehörigkeit*. Frankfurt am Main, S. 53-79.
- Ehlich, Konrad (1993): Deutsch als fremde Wissenschaftssprache. In: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 19. München, S. 13-42.
- Ehlich, Konrad (1995): Die Lehre der deutschen Wissenschaftssprache: sprachliche Strukturen, didaktische Desiderate. In: Kretzenbacher, Heinz L./ Weinrich, Harald (Hrsg.): *Linguistik der Wissenschaftssprache*. Berlin, S. 325-352.
- Elbow, Peter (1991): Reflections on Academic Discourse. How it Relates to Freshman and Colleagues. In: *College English* (53), S. 135-155.
- Fix, Ulla (2001): Grundzüge der Textlinguistik. In: Fleischer, Wolfgang et.al. (Hrsg.): *Kleine Enzyklopädie Deutsche Sprache*. Frankfurt am Main, S. 471-511.
- Galtung, Johan (1983): Struktur, Kultur und intellektueller Stil. Ein vergleichender Essay über saxonische, teutonische, gallische und nipponische Wissenschaft. In: *Leviathan* 3, München, S. 303-338.
- Gauger, Hans-Martin (1986): Zur Sprache der Wissenschaft: Sermo incurvatus in se ipsum. In: Kalverkämper, Hartwig, Weinrich, Harald (Hrsg.): *Deutsch als Wissenschaftssprache*, S. 119-123.
- Gauger, Hans-Martin (1995a): Was ist eigentlich Stil? In: Stickel, Gerhard (Hrsg.): *Stilfragen*. Berlin u.a., S. 7-26.
- Gauger, Hans-Martin (1995b): Das Was und das Wie. Zum Begriff des Stils. In: Gauger, Hans-Martin (Hrsg.): *Über Sprache und Stil*. München, S. 208-228.
- Gauger, Hans-Martin (1995c): Stil in der Wissenschaft? In: Gauger, Hans-Martin (Hrsg.): *Über Sprache und Stil*. München, S. 247-254.

- Göpferich, Susanne (1995): Textsorten in Naturwissenschaft und Technik. Pragmatische Typologie – Kontrastierung – Translation. Tübingen.
- Graefen, Gabriele (1994): Wissenschaftstexte im Vergleich. Deutsche Autoren auf Abwegen? In: Brüner, Gisela/ Graefen, Gabriele (Hrsg.): Texte und Diskurse. Methoden und Forschungsergebnisse der Funktionalen Pragmatik. Opladen, S. 136-157.
- Graefen, Gabriele (1997): Der Wissenschaftliche Artikel – Textart und Textorganisation. Frankfurt am Main.
- Graefen, Gabriele (1999): Wie formuliert man wissenschaftlich? In: Barkowski, Hans/ Wolff Armin (Hrsg.): Alternative Vermittlungsmethoden und Lernformen auf dem Prüfstand (etc.) Materialien DaF Heft 52, Regensburg, S. 222-239.
- Grosse, Ernst-Ulrich: (1976): Text und Kommunikation. Eine linguistische Einführung in die Funktionen der Texte. Stuttgart u.a.
- Gusfield, Joseph (1976): The Literary Rhetoric of Science: Comedy and Pathos in Drinking Driver Research. In: American Sociological Review 41, S. 16-34.
- Heinemann, Wolfgang/ Viehweger, Dieter (1991): Textlinguistik. Eine Einführung. Tübingen.
- Heinemann, Margot (2000): Textsorten des Bereichs Hochschule und Wissenschaft. In: Brinker, Klaus/ Antos, Gerd/ Heinemann, Wolfgang/ Sager, Sven F. (Hrsg.): Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Berlin, New York, S. 702-709.
- Heinemann, Margot/ Heinemann, Wolfgang (2002): Grundlagen der Textlinguistik. Interaktion – Text – Diskurs. Tübingen.
- Hellwig, Peter (1984): Grundzüge einer Theorie des Textzusammenhangs. In: Rothkegel, Anneli/ Sandig, Barbara (Hrsg.): Text – Textsorten – Semantik. Linguistische Modelle und maschinelle Verfahren. Hamburg, S. 51-79.
- Isenberg, Horst (1984): Texttypen als Interaktionstypen. Eine Texttypologie. In: Zeitschrift für Germanistik 3/1984, S. 261-270.
- Jakobs, Eva-Maria (1999): Textvernetzung in den Wissenschaften: Zitat und Verweis als Ergebnis rezeptiven, reproduktiven und produktiven Handelns. Tübingen.
- Kretzenbacher, Heinz L. (1991): Syntax des wissenschaftlichen Fachtextes. In: Fachsprache 13/3-4, S. 118-137.
- Kretzenbacher, Heinz L. (1994): Wie durchsichtig ist die Sprache der Wissenschaften? In: Kretzenbacher, Heinz L./ Weinrich, Harald (Hrsg.): Linguistik der Wissenschaftssprache. Berlin, S. 15-40.
- Kretzenbacher, Heinz L. (1998): Fachsprache als Wissenschaftssprache. In: Hoffmann, Lothar/ Kalverkämper, Hartwig/ Wiegand, Herbert, Ernst (Hrsg.): Fachsprachen. Ein internationales Handbuch zur Fachsprachenforschung und Terminologiewissenschaft, 1. Halbband. Berlin-New York, S. 133-142.
- Kruse, Otto (1997): Wissenschaftliche Textproduktion und Schreibdidaktik. In: Jakobs Eva-Maria/ Knorr, Dagmar (Hrsg.): Schreiben in den Wissenschaften. Frankfurt am Main, S. 141-158.
- Olszewska Danuta (2007): Metatexteme in den Geisteswissenschaften. Typologie – Funktionalität – Stilistik. Gdańsk.
- Polenz, Peter von (1981): Über die Jargonisierung von Wissenschaftssprache und wider die Deagentivierung. In: Bungarten, Theo (Hrsg.): Wissenschaftssprache. München, S. 85-110.
- Rolf, Eckard (1993): Die Funktionen der Gebrauchstextsorten. Berlin u.a.
- Sandig, Barbara (1997): Formulieren und Textmuster. Am Beispiel von Wissenschaftstexten. In: Jakobs, Eva-Maria/ Knorr, Dagmar (Hrsg.): Schreiben in den Wissenschaften. Frankfurt am Main, S. 25-44.
- Sieber, Peter (1998): Parlando in Texten: zur Veränderung kommunikativer Grundmuster in der Schriftlichkeit. Tübingen.

- 
- Weingarten, Rüdiger (1994): Zur Stilistik der Wissenschaftssprache: Objektivitäts- und Handlungsstil. In: Brünner, Gisela/ Graefen, Gabriele (Hrsg.): Texte und Diskurse. Methoden und Forschungsergebnisse der Funktionalen Pragmatik. Opladen, S. 115-135.
- Weinrich, Harald (1989): Formen der Wissenschaftssprache. In: Jahrbuch 1988 der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Berlin-New York, S. 119-158.
- Weinrich, Harald (1995): Wissenschaftssprache, Sprachkultur und die Einheit der Wissenschaft. In: Kretzenbacher, Heinz L./ Weinrich, Harald (Hrsg.): Linguistik der Wissenschaftssprache. Berlin, S. 155-174.
- Widdowson, Henry (1979): Explorations in Applied Linguistics. Oxford.

dr hab. Danuta Olszewska  
Uniwersytet Gdański  
Instytut Filologii Germańskiej  
ul. Wita Stwosza 55  
80-952 Gdańsk  
e-mail: fildo@univ.gda.pl